65. Jahrgang Nr. 258 September 2023

Mitteilungsblatt der Bundesheimatgruppe des Kreises Namslau/Schlesien einschließlich des Reichthaler Ländchens NAMSLAUER HEIMATFREUNDE e.V. Sitz: E u s k i r c h e n

www.namslau-schlesien.de

Namslau – Evangelische Kirche

LANDSMANNSCHAFT
SCHLESIEN
Nieder- und
Oberschlesien e.V.

Schlesische Nachrichten
Zeitschrift für Schlesien

Herausgeber: Landsmannschaft Schlesien – Nieder- und Oberschlesien
Dollendorfer Str. 412, 53639 Königswinter, Tel. (0 22 44) 92 59-0, Fax (0 22 44) 92 59-290

Schlesien bleibt unser Auftrag
Unsere Heimat heißt Schlesien
Wir lieben Schlesien
Wir halten Schlesien die Treue
Wir bekennen uns zu Schlesien
Schlesien lebt und muß überleben

Darum die „SCHLESISCHEN NACHRICHTEN"
Darum die ZEITSCHRIFT FÜR SCHLESIEN

Ganz Schlesien, von Görlitz bis Kattowitz, ist Inhalt dieser Zeitung. Wir informieren über Schlesien gestern und heute, wir diskutieren über die Zukunft Schlesiens. Wir berichten über unsere Landsleute in der Heimat und das deutsch-polnische Verhältnis. Unsere Landsleute in Mitteldeutschland können zum ersten Male seit über 30 Jahren mitreden und mithandeln. Geschichte und Kultur, landsmannschaftliche Aktivitäten und die Tagespolitik, aber auch die Ansprache des unverwechselbaren schlesischen Gemüts sind Inhalt des offiziellen Organs der Landsmannschaft Schlesien – Nieder- und Oberschlesien -.

Jedes Abonnement der **Schlesischen Nachrichten** (erscheinen einmal im Monat) erhöht die Auflage. Auch Patenschaftsabonnements für unsere Landsleute in Mitteldeutschland und in der Heimat sind willkommen und dringend geboten.
Es gibt keine bessere **Zeitschrift für Schlesien.**

Schlesische Nachrichten

Dollendorfer Straße 412, 53639 Königswinter (Heisterbacherrott) Tel. 02244 / 9259 – 0 Fax: -290
nachrichten@schlesien-Lm.de

Hiermit bestelle ich ab _____(Monat/Jahr)

____Abonnement(s) der **Schlesischen Nachrichten** (+ rückwirkende Ausgaben Nr. _____)

Lieferbedingungen: Jahresbezugszeit ist das Kalenderjahr. Jährlicher Bezugspreis 49,- €, Einzelpreis 4,50 €. Zahlung nur nach Rechnungserteilung. Abonnementskündigung nur bis zum 30. Nov. eines laufenden Jahres für das kommende Jahr sowie im Falle von Preiserhöhungen möglich.

Name: _____.

Anschrift: _____.
E-Mail .....
_____ Tel.: _____.

Datum: _____ Unterschrift: _____.

Dieser Abonnementsauftrag kann innerhalb von 14 Tagen ab Bestellung schriftlich an obige Anschrift widerrufen werden. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

_____.
Unterschrift des neuen Abonnenten

Wir empfehlen den Bezug der Schlesischen Nachrichten sehr!

Bestellschein

Vorstand der Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12

53125 Bonn

Hiermit bestelle ich gegen Rechnung

____ Exemplar(e) des Bandes **DAS REICHTHALER LÄNDCHEN**
(100 Seiten) von Ursula Lange
zum Preis von 3,00 EURO zuzüglich Versandkosten

Name, Vorname: _____

Straße, Hausnummer: _____

PLZ, Wohnort: _____

Datum, Unterschrift: _____

Beitrittserklärung

Name: _____ geborene: _____

Vorname: _____Beruf: _____

geboren am: _____ Geburtsort: _____

letzte Heimatanschrift: _____
(in Kreis oder Stadt Namslau)

jetzige Anschrift: _____
(PLZ) (Ort) (Straße / Hausnummer)

eMail-Adresse (wenn vorhanden): _____

erklärt hiermit seinen/ihren Beitritt zum Verein Namslauer Heimatfreunde e.V.

vom _____ ab und wird einen Jahresbeitrag (mindestens 7,50 €)

von EURO _____ auf das folgende Vereinskonto einzahlen:

Kreissparkasse Euskirchen – IBAN: DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS

Datenschutzhinweis

Wir weisen darauf hin, dass die zum Zweck der Mitgliederversammlung und -betreuung erforderlichen vorgenannten Daten in automatisierten Dateien gespeichert, verarbeitet und genutzt werden. Es erfolgt keine Weitergabe der Daten.

_____ _____
(Ort und Datum) (Unterschrift)

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis	04
Ein Liedchen nur ..	05
Gruß der 1. Vorsitzenden	06 – 07
Dank an Wolfgang Giernoth	07 – 08
Schlesischer Streusel (Rezept u. Gedicht)	08 – 11
Aus der Pflanzenwelt des Riesengebirges	11 – 19
Zwischen Kirmes und Andreastag	19 – 21
Erntedank im Brauchtum Ober- und Niederschlesiens	21 – 23
Der große Schneeberg	24 – 26
Die Gründung Breslaus	26 – 28
Mein Grambschütz	29 – 35
Flucht aus Glausche	36 – 38
Erinnerungen an Bad Reinerz	38 – 40
Der Bäckermeister Schlumps	40 – 42
Familiennachrichten	44 – 54

Ein Liedchen nur ....

von Lothar Kolle

Gestern ging mir ein Lied durch den Sinn.
Es kam, wie aus alten Zeiten.
Es erinnert mich, wo ich zu Hause bin,
wo meine angestammte Heimat mich umfing.

Wo meine Mutter mich gebar,
wo ich als Kind mich geborgen sah ..
Dort zogs mich vor Jahren oft sehnsuchtsvoll hin.

Dort gab es den Baum, den Garten und das Haus,
Gerüche und vertraute Laute ..
Dort wusste ich als Kind manchen Hain,
manchen Strauch –
Dort kannte ich die Remise, die alte.

Da ließ ich meine Drachen steigen.
Da suchte ich Eier im Frühlingsgras.
Da fuhr ich auf dem Pferdewagen.
Da hatt´ ich im Garten mein eigenes Beet.
Da hatt´ ich am Flüsschen Weide mein (Er)-Leben

Doch das ist alles unter meiner Haut,
vielleicht ein Teil meines Innen-Lebens. –

Was sagte mir der Windhauch noch ? ..

Es ist ein Lied nur.. lern es begreifen ..!

Liebe Landsleute,

es ist Sommer, erst heiß, dann Regen und wieder Hitze, alles ganz normal, - so scheint es. Doch was ist normal? Klimawandel – ja oder nein? Fragen über Fragen.
Zu Schlesien gehört Hedwig von Schlesien – Landesmutter, Mutter und Heilige.

„Wer war diese Frau – Hedwig von Schlesien? Die Referenzen aus ihrer Zeit sind hervorragend. Der vielgereiste rheinländische Mönch Caesarius von Heisterbach nannte sie eine in jeder Hinsicht vorzügliche Frau – feninarm per omnia laudbilem. Papst Klemens IV. stellte in der Heiligsprechungsurkunde fest – sie war ein starkes Weib. Aufschlussreich schrieb über die große Frau ihr damaliger Biograf, der Mönch Engelbert von Leubus. Herzogin Hedwig von Schlesien war eine Frau, die sich in ihrer Zeit beispielhaft bewährt hat.
Erstaunlich aber ist die Rolle, die ihr heute zukommt. Das aber hat guten Grund. Jede Zeit braucht ihre Orientierungspunkte – Ereignisse und Persönlichkeiten – die aus der Vergangenheit heraus in die Zukunft weisen, besonders aber unsere. Nach den Verwerfungen der totalitären Regime im 20. Jahrhundert ist es unsere Aufgabe, für das friedliche Zusammenwachsen Europas zu sorgen und dazu kann Geschichte hervorragend beitragen.“ (Renata Schumann 1934-2012)

Was würde Hedwig heute tun? Welch starke Persönlichkeit wäre sie heute? Welches wäre Hedwigs wichtigstes Anliegen in diesen unruhigen Zeiten?
Renata Schumann beschreibt Hedwig als Botin für das friedliche Zusammenleben. Frieden – eine solche Botin oder auch einen Boten könnten wir heute gut

gebrauchen. Mit Waffen wurde noch in Frieden geschaffen, sondern immer am Verhandlungstisch. Vielleicht gibt es diese Verhandlungen ja auch schon, es wäre wünschenswert. Egal wen man fragt, jede und jeder wünscht ein Kriegsende oder wie Putin sagt, ein Ende der Spezialoperation. Lassen Sie uns alle hoffen, dass dieses Ziel in greifbare Nähe rückt und vielleicht beim Erscheinen des Heimatrufes schon erreicht ist. Nach 1945 sollte es nie wieder Fluchtbewegungen, nie wieder Kriegstote geben.
Mein Onkel, Reinhard Gallus, hat in seiner Lebensgeschichte die Flucht aus Schlesien zusammengefasst aufgeschrieben, abgedruckt in diesem Heimatruf. Viele haben die Erlebnisse von damals zu Papier gebracht. Diese Begebenheiten und Ereignisse sollten in Erinnerung für nachfolgende Generationen bleiben. Wir freuen uns, wenn wir diese im Heimatruf veröffentlichen können. Schicken Sie uns diese gern zu, auch per eMail unter der Adresse: kontakt@namslauer.de

Der Vorstand des Vereins trifft sich im September im Haus Schlesien in Königswinter. Wir werden dann im nächsten Heimatruf darüber berichten. Und so verbleiben wir

mit heimatlichen Grüßen

Dr. Michael Faber und Angela Bierhahn

Liebe Heimatfreunde,
ich denke, es ist mal an der Zeit, dass einer aus der Leserschaft unser schönen Namslauer Zeitung das Wort ergreift und für uns Ehemalige, die wir aus dem

Kreise und der Stadt Namslau stammen, hier an dieser Stelle einen Dank ausspricht.

Lieber Wolfgang Giernoth,

Du hast uns jetzt schon viele, viele Jahre als Redakteur und „Zusammenhalter“ mit Deiner Arbeit für uns, die Namslauer Heimatfreunde, beschenkt. Du hast mit Deinem Einsatz – auch in scheinbar auftretenden Krisenzeiten – es immer wieder möglich gemacht, dass es mit „unserem Blättle“ irgendwie weiter geht!
Dafür, lieber Wolfgang, möchte ich heute und an dieser Stelle meinen/unseren Respekt und Dank für diese verantwortungsvolle Arbeit aussprechen. Es ist nicht immer und überall selbstverständlich, dass sich jemand wie Du (in hohem Alter!) für ein solches verantwortungsvolles Ehrenamt einsetzt!
Danke im Namen Deiner Dir wohlwollend zugewandten Leser!
Lothar Kolle

Schlesischer Streusel (Sträsel-)kuchen

Rezept meiner Mutter:

Zu dem Hefeteig wurde auf 500 g Mehl, 250 g Zucker und ein Ei sowie 100 g Butter gerechnet. In den Hefeteig kamen aufgequollene Rosinen, etwas Muskat, Mandeln. Der Hefeteig wurde nach dem Aufgehen dünn auf dem Blech ausgerollt und mit der Gabel angestochen.

Streusel:

Zum Streusel mengte man feines, gesiebtes Mehl mit Zuckerzusammen (etwa 200 g zu 255-350 g Mehl) und goss 250 g kochend heiße Butter darüber. Die Masse wurde mit den Fingerspitzen so leise und so gründlich durcheinandergeknetet, dass große, sich der Formung weich fügende Streusel entstanden. Manchmal wurde noch mit etwas Zimt oder Vanille gewürzt. Die Streusel kamen dann auf den Hefeteig.

Angela Bierhahn

Sträselkucha
von Herrmann Bauch

Schlässcher Kucha, Sträselkucha,
Doas ihs Kucha sapperlot,
Wie's uff Herrgotts gruußer Arde
nernt nich su woas Gudes hoot!
Wär woas noch su leckerfetzig,
Eim Geschmack ooch noch su schien,
Über schlässcha Sträselkucha
Tutt halt eemol nischt nich gihn!

Woas ihs Spritz- und Äppelkucha,
Babe mit und ohne Moh?
Woas sein Krappla, Pratzeln, Torte,
Strietzel, Ee- und Zwieback o?
Nischte wie latschiges Gepomper,
Doas ma gerne läßt ei Ruh;
Doch vom schläscha Sträselkucha
Koan ma assa immerzu!

Dar kennt nischt vo Margarine
Und och nischt vo Sacharin;
Ehrlich tutt der schlässche Kucha
Ei a heeßa Ufa gihn.
Kimmt a raus eim Knusperkleede,
Zieht der Duft durchs ganze Haus,
Und aus olla Stubatüren
gucka weit de Noasa raus.

So a Kucha, weiß und lucker,
Doas ihs werklich anne Pracht.
Jedes Streefla zeigt Rusinka,
Doß een reen is Herze lacht.
Aus 'm Sträsel quillt de Putter –
Tausend, wie das prächtig schmeckt,
Doß mer lange noch derhinger
Sich vergnügt is Maul beleckt!

Sträselkucha, dar wirkt Wunder!
Tun de Kinder Händel hoan,
Ihs verbuhst de Schwiegermutter,
Reseniert der brumm'ge Moan,
Dorf ich blußig hien zum Tische
Recht an grußa Kucha troan –
Do ihs uff der Stelle Friede:
Jeder muffelt, woas a koan!

Wiel de Müdigkeit mich packa,
Koch' ich mir an Koffee risch,
Tunk derzu meen Sträselkucha,
Und do bien ich wieder frisch.
Koan ich ei der Nacht nich schlofa,
Rück' ich mir a Taller har,
Assa sieba Streefla Kucha
Und do schlof ich wie a Bar!

Wenn mich wird is Ahlder drücka,

Wiel ich doch nich eemol kloan,
Wenn ich bluß mit Sträselkucha
Noch menn Koffee tunka koan,
Doch possiert's, doß ich uff Kucha
Hoa kee brinkel meh Optit,
Lä ich sacht mich uff de Seite:
»Lieber Herrgoot, niem mich miet!«

Schlässcher Kucha, Sträselkucha,
Doas ihs Kucha, sapperlot,
Wie's uff Herrgoots großer Arde
Nernt nich su woas Gudes hoot!
Wär woas noch so leckerfetzig,
Eim Geschmack ooch noch su schien
Über schläscha Sträselkucha
Tutt halt eemol nischt nich gihn!

Aus der Pflanzenwelt des Riesengebirges
von Dr. Otto Jackmann

I. Bäume der tieferen Region

Bei der Besteigung des Riesengebirgskammes begegnet man im Vorland noch der stattlichen Sommerlinde mit ihren größeren Blättern, die unterseits in den Achsenwinkeln weißliche Bärte und nur 2-5 Blüten an einem Stiele haben. Der Name Linde kommt wohl von dem althochdeutschen Linta, was so viel wie weich, geschmeidig bedeutet und die Beschaffenheit des Holzes ausdrücken soll. Bei den alten Germanen war dieser Baum der Göttin der Fruchtbarkeit, Freia, heilig; er war das Sinnbild der Mütterlichkeit und Güte. Unter der Linde im Dorf wurde Gericht gehalten, gearbeitet, gespielt, getanzt und Hochzeit gehalten, sie

galt als Schutz gegen böse Geister und den Blitz, einer Quelle an ihrem Wurzelfuß und dem Lindenblütenwasser wurde Heilkraft zugeschrieben. Es ist vielleicht kein Zufall, dass nach der Sage gerade ein Lindenblatt die völlige Verhornung des im Drachenblut sich badenden Siegfried verhinderte. Von der innigen Verbundenheit des Volksgemüts mit der Linde zeugen viele Lieder-, Orts- und Geschlechternamen, sowie deren Verwendung als Wappenbestandteil. Im Mittelalter war die Linde gebannt, das heißt unverletzlich als des „Heiligen Römischen Reiches Bienengarten“.

Zur unteren Bergregion gehört auch die Wintereiche. Sie behält selbst in der kalten Jahreszeit ihre Blätter an 1-3 cm langen Stielen, während Blüten und Fruchtstände kurzgestielt sind. Der Baum kann 1500 Jahre alt werden, Er ist der König des deutschen Waldes, ein Sinnbild der Kraft, Standhaftigkeit und Treue. Der Name Eiche soll von dem altindischen igjat = Verehrung stammen. Die alten Griechen hatten das berühmte Orakel des Zeus in einem Eichenhain, dessen Rauschen den Priestern den Willen der Gottheit kündete. Bei den Römern war die Eiche dem Jupiter heilig; aus dem Laube flochten sie die Bürgerkrone. Die alten Germanen weihten den Baum dem Donnergott Thor. Unter Eichen wurde geopfert, Gericht gehalten und über Krieg und Frieden entschieden; ein Kranz aus Eichenlaub galt als höchste Ehrung. Durch das Christentum verlor die Eiche ihre hohe Stellung; so wurde durch Fällen berühmter Eichen, zum Beispiel bei Fulda durch Bonivacius, der Sieg des neuen Gottes über die heidnischen Götter sinnfällig dargetan. Die Eiche wurde dann allmählich zum Aufenthalt des Teufels und seines Anhangs; auf ihr pflegten in der Walpurgisnacht die Hexen sich aufzuhalten. Gleichwohl aber blieb die Eiche ein Gegenstand der

Ehrfurcht, wenn sie auch mit geheimem Grauen und Schaudern betrachtet wurde. Erst nach den Befreiungskriegen und mit zunehmendem Verständnis für das Leben der alten Germanen erwachte wieder die Liebe zu den deutschen Eiche, und als Deutschland 1871 zur Einigkeit gelangte, wurden überall Friedenseichen gepflanzt, und der Eichenkranz galt wieder als hohe Auszeichnung.

In der in etwa 300 m Höhe beginnenden eigentlichen Bergregion erreichen wir die Zone des zusammenhängenden Laubwaldes mit den dichtlaubigen Hallen der Rotbuche. Ihre mit silbergrauer glatter Rinde bedeckten Stämme aus rötlichem Holz laden viele Schwärmer ein, ihre Namen zu „verewigen“. Das Wort Buche ist urgermanisch. Buchenstäbe und -täfelchen dienten zum Einritzen von geheimen Zeichen, den Runen. An diese Verwendung erinnern noch unsere Worte „Buchstabe“ und „Buch“.

In der Gesellschaft der Buchen finden sich auch Bestände von Birken, die zusammen mit wenigen anderen Bäumen schon seit der Eiszeit getreue Gefährten des Menschen gewesen sind. Die Birke ist das Sinnbild des Frühlings und der Schmuck aller Feste im Mai. Der Birkensaft, der aus Verletzungen des Stammes fließt, wurde zu Einreibungen und zur Herstellung fieberheilender Getränke verwendet. Die besonders in den jungen Trieben enthaltenen Stoffe machen die Verwertung der beblätterten Birkenzweige in der finnischen Sauna verständlich und geben uns eine Vorstellung von der früher eine große Rolle spielenden „Lebensrute“, für die auch Zweige von anderen Holzgewächsen mit aromatischen Stoffen, die durch die Haut aufgenommen werden, wie von Wachholder, Tanne, Rosmarin, Vogelbeere u.a.

benutzt wurden. Früher diente Birkenrinde auch als Schreibmaterial; im „Simplicius Simplicissimus“ lesen wir, dass zur Zeit des 30järigen Krieges das Alphabet auf Birkenrinde geschrieben wurde, in Norwegen war dies noch im 19. Jahrhundert in machen Gegenden der Fall.

II. Die Kleinvegetation der tieferen Region

Steter Begleiter der Zone des zusammenhängenden Laubwaldes im Riesengebirge sind die zahllosen Windröschen oder Anemonen. Sie heißen im Plattdeutschen „Nacktenhemdken“, in Mitteldeutschland „Hemdepeter“, weil sie mit ihren weißen flattrigen Blütenblättern so dastehen, wie ein im Hemd herumlaufendes Kind. Ihr Name Gichtblume an den Ufern der Nahe kommt daher, dass man der Pflanze Heilwirkungen zuschrieb, wenn man nur wenig von ihr genoß. Wer die ersten drei Windröschen verzehrte, der blieb das ganze Jahr vom Fieber verschont. Man traute dieser Pflanze ebenso wie vielen andern Frühlingsblühern wunderbare Kräfte zu, welche den während des Winters mehr oder weniger eingeschlafenen Körperfunktionen neuen Auftrieb gaben. Immerhin ist vor dem Genuss der Anemonen wegen ihrer Giftigkeit dringend zu warnen.

Hoch oben in den Kronen der Laubbäume finden sich hin und wieder nestartige Gebilde, es sind die Misteln. Im alten Gallien wurden sie von den Druidenpriestern mit goldenen Sicheln abgeschnitten und in schwarzen Tüchern aufgefangen. Ein aus der Pflanze bereiteter Trank galt als Allheilmittel, und auch heute noch bildet die Pflanze einen wesentlichen Bestandteil herzstärkender Medikamente. Als Nachklang aus der Vorzeit ist wohl auch der brauch anzusehen, Misteln

zu Weihnachten an der Decke aufzuhängen; in England findet unter Mistelzweigen der Austausch der Glückwünsche statt, und unter der Mistel darf auch das sprödeste Mädchen dem Jüngling den Kuß nicht versagen, wenn die Göttin der Liebe ihr weiter hold sein soll.

Im Unterholz überrascht ein rotblühender Strauch, der Seidelbast, der in allen Teilen, besonders in den verlockenden Beeren, ein gefährliches Gift enthält. Sein Name leitet sich vielleicht von Ziu-linta, Zeigelinta ab, wie die Pflanze im nordischen Altertum hieß, wo sie dem Gott des Frühlings, Ziu, heilig war. Benennungen wie Zwilinde in Oberösterreich und Zwilande in der Schweiz erinnern noch daran. Das Wort Seidelbast kann aber auch von Zeideln, Bienen, hergeleitet werden, welche die duftenden Blüten gern besuchen.

Ein wegen seiner Harmlosigkeit mehr ansprechender Strauch oder Baum ist der Weißdorn. Wie sehr seine früchte früher die Vorstellungswelt des Volker beschäftigten, zeigen Namen wie Müllerken an der unteren Weser, Mehlkübe in Franken, Mehlfäßli in der Schweiz. Das Fruchtfleisch wurde nämlich viel dem Brotmehl zugesetzt. Die gerösteten Kerne liefern einen bekömmlichen Kaffeeersatz, und aus den jungen Blätternläßt sich ein rauchbarer Tabak und ein wohlschmeckender Tee bereiten. Diese Verwendungen von Teilen des Weißdorns im Hausgebrauch haben ihren Grund in den Stoffen, die auch in der modernen Heilkunde besonders bei Alterserscheinungen verordnet werden.

Auf dem Boden des Laubwaldes entdecken wir oft ein auffällig langes, moosähnliches Gewächs, den Bärlapp, so genannt nach der Ähnlichkeit der doppelten Sporenähren mit den Tatzen eines Bären.

Lappa bedeutet im mittelhochdeutschen Sprachgebrauch soviel wie Hand oder Pfote. In Schlesien und Bayern heißt die Pflanze wegen ihres Wuchses auch „Schlangenmoos“, sie gehört aber nicht zu den eigentlichen Moosen. Der Name Druidenkraut in Thüringen zeugt von der einstigen Wertschätzung der Pflanze. Die Druiden waren bei den Kelten der erste der freien Stände, sie waren die Priester, Lehrer, Ärzte und Weissager. Von den Eigenschaften der Pflanze zeugen wohl auch noch die Namen Hexenkraut im Harz und Truttenfuss im Elsass, sowie der Name Hexenmehl für die in der Heilkunde verwendeten Sporen. In alter Zeit nagelte man die Pflanze in Büscheln an die Stalltüren und hing sie in Form eines Kranzes unter dem Namen „Unruhe“ in Schlafkammern auf. Der Name Unruhe kommt wohl daher, dass Büschel und Kränze sich schon beim leisesten Luftzug bewegen. Dasselbe besagt auch der Name „Zappelkräutig“ in Thüringen. Die Pflanze besitzt die Kraft, Krankheitserreger und kleine Schädlinge zu vernichten, woraus sich der Name „Laus-“ und „Flohblume“ im Böhmerwald erklärt. Der Name „Alpkrautig“ kommt wohl vom Alp, der den Schlafenden zuweilen drückt; vielleicht strömen von der Pflanze Stoffe aus, die in geringen Spuren Herz und Nerven beruhigen. Bärlapp ist jedoch giftig, schon Bruchteile eines Gramms vermögen einen Frosch oder eine Maus zu töten.

III. Die eigentliche Bergregion

Beim Aufstieg vom Vorland zum Riesengebirgskamm erreicht man in etwa 650 m Höhe den oberen Teil des Bergwaldes, die Region der Nadelhölzer, in der die Rottanne oder Fichte überwiegt. Sie kann bis zu 600 Jahre alt werden. Während bei ihr die vierkantigen

stachelspitzen Nadeln um den Zweig angeordnet sind und die langen hängenden Zapfen abfallen, stehen bei der Edel- oder Weißtanne die Nadeln spiralig, an den Seitenzweigen scheinbar zweizeilig in eine Ebene gedreht. Auf der Unterseite der Nadeln befinden sich zwei weißliche Streifen, die ihr den Namen gegeben habe, ihre langen Zapfen stehen aufrecht.

Die Fichten spielen in manchen Gegenden als „Palmbaum“ eine Rolle, an ihnen werden Zweige der Weide, des Sade- oder Segensbaums, des Wachholders, des Buchsbaums und anderer wegen ihrer Heilkräfte geschätzten Pflanzen angebracht und in der Kirche geweiht. Es wäre denkbar, dass wegen der dem Duft der immergrünen Tannen zugeschriebenen Heilwirkung auf Lungen und Nerven der Tannenbaum einst während des Winters in geheizten Wohnräumen aufgestellt wurde. Eine erste Andeutung, in der von der Tanne als Christbaum die Rede ist, findet sich in einem französischen Gedicht aus dem 13. Jahrhundert.

Steigt man weiter, dann folgt in etwa 1200 m Höhe die Waldgrenze, die in Schlesien 200 m tiefer liegt als in den Alpen. Hier beginnt die subalpine Region des Riesengebirges. Fichten und Tannen werden immer spärlicher, nur wenige noch vermögen den Stürmen Widerstand zu leisten und bieten mit ihren zerbrochenen Ästen einen traurigen Anblick. Wir befinden uns jetzt in der Knieholz-Region, gekennzeichnet durch eine sich ans Gelände anschmiegende Verwandte unserer Kiefer. Sie heißt auch Legföhre oder Latsche und bildet oft undurchdringliche Dickichte. In dieser Region wächst auch eine Anemonenart, das „Berghähnlein“, dessen Blüten zu mehreren an einem Schaft sitzen.

Schließlich erreichen wir den „Kamm“, auf dem nur noch niedrige Pflanzen gedeihen. Auf moosigem Boden überraschen hier wieder weiße Blüten zusammen mit haarigen runden und schopfigen Fruchtständen. Es ist die Berganemone oder der Rübezahlbart. Ihr Name „Teufelsbart“ besagt, dass es sich gleichfalls um eine giftige Pflanze handelt. Deswegen hüten wir uns, sie und ihre buschigen Schöpfe abzupflücken, zumal sie ebenso wie das „Berghähnlein“ unter Naturschutz steht.

Auf dem Kamm gedeiht auch die „Christrose“, eine Verwandte der Anemonen, mit lederartigen zerteilten Blättern und weißen Blüten, die sich unten in der Ebene um Weihnachten entfalten, in ihrer Heimat aber, in den Alpen, vom Februar bis April, manchmal auch noch im Juni. Alle ihre Teile wirken auf die Haut stark reizend, in der Nase niesenerregend, besonders die schwarze Wurzel, die einen Teil des Schneeberger Schnupftabaks bildet. Daher heißt die Pflanze auch „Nieswurz“, in der Alb „Teufels-“ und „Lauskraut“, bei den Gebirglern „Schneekaderln“ oder „Schneekatzen“. Sollten diese Namen vielleicht eine Warnung vor dem launischen Charakter der Pflanze sein? Enthält sie doch in den Samen und schwarzen Wurzeln ein gefährliches Gift.

Im Schutze von Felsen findet man auf dem Kamm och die Bergprimel oder „Habmichlieb“, deren im Frühsommer zu voller Pracht entfaltete purpurnen Blüten der Vegetation des Kammes ihre besondere Note geben. Sie hat auch den Dichter Hoffmann von Fallersleben zu den innigen Versen verleitet:
Lasst uns auf die Koppe steigen, wenn der Frühling ist erwacht!
Will dir dort ein Blümlein zeigen, das dir froh entgegenlacht.

Was mein Herz noch nie gewagt, dir das liebe Blümlein sagt.
Wie's auf ödem Felsgesteine zwischen Moos und Gräsern sprießt
und dem warmem Sonnenscheine seinen ros'gen Kelch erschließt!
„Hab mich lieb", so sprichts zu dir, Liebchen, komm und pflück es mir.
Blumen blühn an jedem Orte, Blumen blühn auf Berg und Tal,
aber eine nur hat Worte, eine grüßt dich tausendmal.
Was mein Herz noch nie gewagt, dir das liebe Blümlein sagt.-

aus: Schlesischer Heimatkalender 1958 von Dr. Karl Hausdorff

Zwischen Kirmes und Andreastag
von Alfons Hayduk

Sind die Rüben und Kartoffeln herein, ist es letzte Gelegenheit, Kirmes zu feiern. Schlesische Kirmes! Darüber wissen die Chronisten immer wieder durch die Jahrhunderte zu berichten. Denn, so sagt ein altes Sprichwort:

Is inser Derfla nuch so kleene,
zur Kermes loofa tausend Beene!

Kirmes ist ein echtes schlesisches Bauernfest gewesen, und das Lied vom schlesischen „Bauernhimmel" ist eigentlich ein rechtes Kirmeslied, das vom fröhlichen „Assa und Trinka" beredt Kunde Gibt. Uns so ist auch der Wunsch verständlich:

Wenn ock immer Kermes wär
und der Bauch vull Kucha wär,

doaß d'r Vat'r schloacht a Schwein
`s mecht halt immer Kermes sein!

Mit der Kirmes begann man „uff Besuch“ zu gehen. Die zunehmend langen Abende gaben dem geselligen Leben breiten Raum, der sommers gebaute Flachs wurde gemeinsam gesponnen: Spinnabende, Lichtengänge, Rockenstuben waren Begriffe von anheimelndem Erlebnisgehalt. Und im wälderreichen Oberschlesien, wo der Flachsanbau weniger bekannt war, sorgten die dörflichen Zusammenkünfte zum Federnschleißen für recht ausgelassene Unterhaltung und frohgemute Stimmung von jung und alt.

Dass neben dem Humor auch das Gruseln zu seinem Rechte kam, brachte die Jahreszeit mit sich, die Nebelung, der Allerseelenmonat, zu dessen Beginn ungezählte Lichte und Lämpchen auf Schlesiens Friedhöfen am Allerheiligabend über den geschmückten Gräbern aufleuchteten nach altem bleibenden Brauch.

Und wie wussten die Schlesier den hilfreichen Mantelheiligen St. Martin von je zu feiern! Da kam die erste Gans auf den Tisch – die Martinigans – und „leckerfetziges“ Mandelgebäck: Martinihörner in allen Größen! Nicht umsonst war ja das älteste Gotteshaus der Hauptstadt Breslau, die ehemalige Burgkapelle auf der Dominsel, das altersgraue Martinikirchlein an der Martinistraße, dem Heiligen tätiger Nächstenliebe geweiht. Es galt zugleich als Wettermann:

Hat Martini weißen Bart,
wird der Winter lang und hart;
man hat ihn lieber dürr als nass –
so hält sich's auch mit Andreas.

Andreastag, am Letzten im November, hat's mit dem Wetter und den Orakeln; er ist ein Lostag seit alters gewesen, weit nach Oberschlesien hinein, wo das Zaunschütteln zu Hause war wie die Wetterregel: „Andreasschnee tut Korn und Weizen weh".

Da stehen wir schon auf der Schwelle zum Advent, der kinderseligen stillen Zeit der Erwartung, die das schlesische Gemüt so innig wie keine anspricht. Da lacht schon der heimatliche „Nickel", der schlesische Nikolaus, aus Wolkenhöhn über dem tannichten Adventskranz mit seinen vier sinnbildhaften Kerzen.

Aber vorher haben die lustigen Schläsinger die laute Zeit noch ausgefeiert. Die schlesischen Musikanten von Grünberg bis Hultschin priesen am Cäcilientag – dem 22. November – mit Tubenklang und Trinkhorn ihre liebreiche Schutzherrin; und drei Trage hernach bliesen sie mit dem Katharinentanz den Kehraus der herbstlichen Fülle und Fröhlichkeit:

Wenn ber wer'n ei'n Himmel kumma,
hoat die Ploag an End' genumma –
Hopsassa!

aus: Schlesischer Heimatkalender 1962 von Dr. Karl Hausdorff

Erntedank im Brauchtum Ober- und Niederschlesiens
von Alfons Hayduk

In Schlesiens Weizenland und Fruchtebene verlief die Feier des Erntedanke noch bis weit in die Hälfte diese Jahrhunderte hinein recht patriarchalisch. Das seit

Jahrhunderten überlieferte Brauchtum, das sich meist an die Einbringung der letzten, festlich geschmückten Garbe anschloss, hatte sich in altdeutschen Formen rein erhalten.

Der Schelm und Meister der Erntefeier in Oberschlesien wie auch weit ins Niederschlesische Land hinein war der Pojatz oder Pajatz – ein Spaßmacher, dessen Name seine Verwandtschaft mit dem italienischen „Bajazzo"' nicht verleugnete. Wie dieser, war der schlesische Pajatz der herrschende und führende Mann beim Erntefest, der sich nebenbei auch um de Ablauf des Programms, das Gelingen des Ernteumzuges, an dessen Spitzer er voraustänzelt, falls er nicht Ährenbraut und -bräutigam geleitet, zu kümmern hat – und erst recht und zu guterletzt um den Erntetanz, damit er recht lustig ausklinge und allen lange in der Erinnerung bleibe.

Der Pajatz genoss volle Narrenfreiheit. Seine mitunter recht derben Späße und Scherze wurden nicht übelgenommen, ebenso wenig wie die des in Stroh gehüllten, sich recht plump gebärdenden „Erntebärs" oder der drastischen „Kleider-Alten", in deren Maske gewöhnlich ein Jungbauer oder Knecht steckte. Dieser Hafer-Alte ließ sich auf einem Pfluggespann mit Rädern umherfahren, spielte die „Gnädige" und gab sich derb-komisch.

Damit haben wir schon die Hauptpersonen eines schlesischen „Erntekranzes" – wie die Feier des Erntefestes genannt wurde. Die Ährenbraut steht im Mittelpunkt. Ihre Gestalt reicht zweifellos in die germanische Vorzeit und vorchristliche Erinnerung griechischer und römischer Fruchtgöttinen bis zur Feia, der Erdmutter unserer Mythologie.

An der Spitze des Ernteumzuges schritt oft der „Knaller“, der kunstvoll die Peitsche zu schwingen wusste; hinter ihm auch der „Roder“, wohl eine Erinnerung an die Siedler- und Rodezeit. Denn der Roder schwang unentwegt die Hacke, als habe er den Weg zu kauen und Widerstände zu beseitigen. – Modernere Gestalten im Zuge waren der als Glücksbringer bekannte Schornsteinfeger und der „Doktor Eisenbart“, der sich aller fingierten Unfälle annahm. Den Erntebär begleiteten manchmal auch noch Bärenweib und Bärenkind.

Man sieht, der Phantasie und dem Frohsinn waren keine Schranken gesetzt. Höhepunkt des „Erntekranzes“ war die Überreichung eines mit bunten Bändern und Blumen geschmückten Kranzes aus Ähren aller angebauten Getreidesorten, den der Bauer oder der Gutsherr aus den Händen der Ährenbraut entgegennahm. Sie mussten dann mit ihr den Erntetanz eröffnen.

Ähnlich wie in Schlesien beging man auch im Sudetenland, in Pommern, Ost- und Westpreußen Erntedank und Erntefest, das ausklang in der großen Kirchweih, der ostdeutschen Kirmes, die als echtes Volksfest gefeiert wurde. Diese Vielfalt des Brauchtums gipfelte im Dank an den Schöpfer und war wohlverdienter Lohn für alle Bauernmühe.
Drum sang man in Schlesien wie im Sudetenland:

„Den Ackermann soll man loben!“

aus: Schlesischer Heimatkalender 1963 von Dr. Karl Hausdorff

Der Große Schneeberg
Grenzberg zwischen Schlesien, Mähren und Böhmen von Erhard Krause

Obgleich der zu drei Ländern (Schlesien, Mähren und Böhmen) gehörende Große Schneeberg (1424 m) um rund 180 m Höhe hinter der Schneekoppe zurücksteht und etwas niedriger ist als der Altvater, wirkt der Berg mit seinem mächtig aufstrebenden, ober abgestumpften Kegel doch außerordentlich imposant in der Landschaft und wird nicht mit Unrecht als „Schneeberg“ bezeichnet, da sein Gipfel schon zeitig das Winterkleid anlegt und dieses meist bis in den Sommer hinein trägt. Nur etwa vier Monate im Jahr bleibt er schneefrei. Bedingt durch seine Lage als Grenzberg zwischen Mähren, Böhmen und der Grafschaft Glatz führt er mehrere Namen. Die Schlesier nennen ihn als höchsten Punkt der Grafschaft Glatz den Glatzer Schneeberg, während er in Böhmen nach der Stadt und Kloster Grulich, auf der Südseite der Grulicher Schneeberg und in Mähren nach dem Dorfe Spieglitz an seinem Ostfuße der Spieglitzer Schneeberg genannt wird. Er ist eine der wichtigsten Wasserscheiden zwischen Donau und Oder, da am südlichen Abhange seiner Koppe die March entspringt und auf der anderen Seite des Berges alle Gewässer zur Glatzer Neiße hinabfließen.
Die aus Glimmerschiefer bestehende, flach gewölbte Gipfelfläche bildet ein ausgedehntes, einsames Plateau von etwa 10 Hektar, das mit Berggras und isländischem Moos bedeckt ist und eine Große Anzahl seltener, subalpiner Pflanzen aufweist. Knieholz kommt dagegen nicht vor und der Baumwuchs hört schon am Abhange auf. Auf dem höchsten Punkte des Plateaus befand sich an trigonometrisches Vermessungssignal und die Trümmer eines Denkmals, das die frühere Besitzerin der preußischen Seite des

Berges, die 1883 verstorbene Prinzessin Marianne der Niederlande und von Preußen, für ihren Vater setzen ließ, der 1842 hier oben weilte.

Die Stelle, wo einst die Grenze der Grafschaft Glatz, der Markgrafenschaft Mähren und des Königreiches Böhmen auf dem Berggipfel zusammenstießen, bezeichnete eine Steinsäule mit der Inschrift: „G.G. M.M. und K.B.“ Am 9. Juli 1899 wurde der vom Glatzer Gebirgsverein in den Jahren 1895 – 98 auf preußischem Gebiet erbaute 30 m hohe Kaiser-Wilhelm-Turm eingeweiht. Diese steinerne Aussichtswarte mit Schutzhaus und Kaiser-Wilhelm-Gedächtnishalle gewährte eine großartige Rundsicht. Gegen Westen und Norden sah man Teile der Grafschaft Glatz, den Heidelberg, Mense, Spitzigen Berg, Heuscheuer, das Eulengebirge, Breslau und Warthakapelle. Besonders schön war die Aussicht gegen Osten auf das Tal von Mährisch-Altstadt, das Riesengebirge und das ganze Mährische Gesenke mit Hochschar, Köpenikstein, Fuhrmannstein, Altvater, Peterstein und Hohe Heide. Nach Süden ging der Blick in das tiefe, einsame Marchtal, welches den Kleinen Schneeberg vom Pferderücken und Dürren Berg scheidet.

Wenige Minuten vom Kaiser-Wilhelm-Turm entfernt, etwas tiefer auf sudetendeutschem Gebiet, stand das vom Mährisch-Schlesischen Sudeten-Gebirgsverein, Sektion Mährisch-Altstadt, errichtete komfortable „Fürst Lichtenstein’sche Schutzhaus“ mit Gastwirtschaft und Fremdenzimmern, welches 1911 eröffnet wurde. Ebenfalls für die Aufnahme von Fremden eingerichtet war auch die am westlichen Abhange des Berges inmitten saftiger Wiesen gelegene Schweizerei (1218 m) mit guter Gastwirtschaft, wo alle nach dem Großen Schneeberg führenden Wege sich

vereinigten. Diese von der Prinzessin Marianne erbaute große schöne Gebäude war ursprünglich eine Art Sennerei, die 1809 durch einen Schweizer errichtet wurde und zur gemeinde Wölfsgrund gehörte. Das Vieh fand hier oben auf den weiten grünen Matten eine vortreffliche Weide. Besitzer der Schweizerei, die auch eine meteorologische Station beherbergte, war Prinz Friedrich Heinrich von Preußen.

aus: Schlesischer Heimatkalender 1967 von Dr. Karl Hausdorff

Die Gründung Breslaus
Sage – erzählt von Jochen Hoffbauer

Die schlesische Hauptstadt Breslau, von den Schlesiern in ihrer Mundart liebevoll „Gruß-Brassel“ genannt, wird vom mächtigsten Strom des Landes, der Oder, durchschnitten. Über die Gründung dieser alten Domstadt weiß der Volksmund folgendes zu berichten:
Vor tausend Jahren herrschte in Polen der König Miesko, ein eifriger und überzeugter Verehrer der heidnischen Götter. Seine Liebe zu den Göttern hatte jedoch einen besonderen Grund: Miesko war von Geburt an blind. Gar manches Opfertier wurde auf den Altären der Gottheiten geschlachtet. Aber sein Wunsch, sehend zu werden, blieb trotz aller Bemühungen unerfüllt. Ein zweiter, nicht minder großer Kummer bedrückte sein armes Herz. Obwohl er nach seiner Väter Sitte mehrere Frauen besaß, schenkte ihm keine den ersehnten Thronerben. Der Gedanke quälte ihn, dass er eines Tages sterben könnte, ohne einen Sohn zu hinterlassen.
Nicht weit vom Königspalast wohnte ein christlicher Priester, der sich bemühte, die heidnischen Polen zum

Christentum zu bekehren. Als Miesko einmal aus Neugier die Predigt des frommen Mannes angehört und nachher mit dem Priester gesprochen hatte, sagte dieser zu ihm: „Wenn du eine gläubige Christin zum Weibe nimmst, soll dir ein Sohn beschert sein!“
Der König war über diese prophetischen Worte sehr erfreut. Er sandte einen Boten an den Hof des Königs on Böhmen, der eine schöne und gottesfürchtige Tochter besaß, Dombrowka mit Namen. Das blühende, zarte Mädchen, von Kindheit an als Christin erzogen, war der Stolz des ganzen Böhmerlandes. Der Böhmerkönig gab dem Boten zu verstehen, dass er die Werbung nicht abschlägig bescheiden möchte. Ein Polenkönig als Schwiegersohn wäre ihm schon recht. Er stellte jedoch eine Bedingung: Miesko müsse sich vor der Heirat öffentlich zum Christentum bekennen und damit seinen verehrten Göttern abschwören.
Als der Bote diese Nachricht überbrachte, schwor der Polenkönig einen heiligen Eid, sich taufen zu lassen, sobald Dombrowka sein Weib geworden sei. Der böhmische König gab sich mit diesem Schwur zufrieden und schickte sein holdes Töchterchen, mit reichen Schätzen versehen, nach Polen. Ein gewaltiger Tross geharnischter Ritter begleitete die Jungfrau. Der Abschied von ihren Eltern und der böhmischen Heimat fiel ihr nicht schwer; denn sie hatte in ihrem Herzen schon lange eine geheime Zuneigung zu dem blinden Polenkönig verspürt. Zudem hoffte sie, ihren künftigen Gemahl zur himmlischen Wahrheit führen zu können.
Beglückt und erregt traf Miesko inzwischen alle Vorbereitungen zu einem festlichen, würdigen Empfang der jungen Braut. Auf grünem Wiesenplan, unter dem Schatten der heiligen Eiche, wo die Altäre seiner Götter standen, erwartete er mit Ungeduld Dombrowka. Als das Mädchen erschien, trat jener christliche Priester hervor, der dem König einen Sohn geweissagt hatte, und er sprach also: „Die Zeit, König

Miesko, da du dich von deinen heidnischen Göttern, die dir niemals geholfen haben, abkehren willst, ist gekommen. Du sollst dich nun dem einzigen und wahren Gott weihen lassen. Der dunkle Schleier, der deine Seele verfinsterte und deine Augen bannte, soll nun von dir abfallen, auf dass du sehend wirst!“

Der König erbebte bei diesen Worten des Priesters. Es war ihm plötzlich zumute, als fühle er in seinem verstockten Herzen die unmittelbare Nähe des Göttlichen. Der christliche Künder sprach mit einer Vollmacht und Kraft, die den mächtigen Mann dieser Erde erschauern ließ. Der Ort, auf dem er stand, musste geheiligter Boden sein. Fromm beugte er seine Knie und schwor dem Christengott Treue und Ergebung. Und im gleichen Augenblick geschah das Wunder: Wie Schuppen fiel es dem Polenkönig von den Augen. Er sah die Wiese, die Göttereiche, die steinernen, kalten Altäre, sein eigenes Gefolge, den aufrechten Priester der Christen, und er sah die makellose, schöne Gestalt seiner böhmischen Dombrowka. Da fühlte er zum ersten Mal in seinem Leben die wirkliche Macht beglückender Liebe.

In frommer Begeisterung ließ Miesko die Altäre der heidnischen Götter zerstören. Viele Edle seines Hofes folgten seinem Beispiel und ließen sich taufen. Als dies im Volke bekannt wurde, konnten die christlichen Priester, die bisher so ergebnislos gepredigt hatten, eine stattliche Anzahl von Männern und Frauen in die Kirche Christi aufnehmen.

Aber auch die erste Prophezeiung des Priesters erfüllte sind: Im Jahr darauf schenkte Dombrowka ihrem Gemahl den langersehnten Sohn. König Miesko war überglücklich und dankbar.

An jener Stelle aber in der grünen Au, da ihm das Augenlicht geschenkt wurde und er seine geliebte Frau zum ersten Mal sehen durfte, gründete der Polenkönig die liebliche Stadt Breslau.

Mein Grambschütz
von H.-D. Koschny

Vor mir liegt ein Bild. Die Frau eines ehemaligen Schulkameraden schickte es. Sie steht mit meinem Schulfreund vor einem Ortsschild mit der Aufschrift „Greboszow“. Ich lese nicht „Greboszow“ sondern Grambschütz. Mein Grambschütz! Erinnerungen werden wach beim Betrachten dieses Bildes, eine ganze Welt wird lebendig, die Welt meiner Kinderzeit.

Wenn wir den Begriff Heimat ganz eng fassen, dann ist es dieses kleine Stückchen Erde von Horizont zu Horizont, in dem wir die prägenden Jahre Unserer Kinderzeit verbracht haben: ein kleines Dorf, ein Stadtteil, der Straßenzug einer Großstadt. Sie formen den Menschen und lassen ihn nie mehr los, im Positiven wie im Negativen. Entweder man trägt dieses Bild der Heimat ein Leben lang im Herzen oder man versucht, ein Leben lang, sich von ihm loszumachen. Wohl dem, der eine glückliche Kinderheimat hatte!

Grambschütz, ein Dorf mit sechshundert Einwohnern, im Kreis Namslau gelegen, 68 km östlich von Breslau, für ein Kind gerade noch überschaubar und erfahrbar. Vertraut sind die Wege zum Kaufmann, zur Post, zum Bahnhof und zur Schule in der Mitte des Ortes oder zur Waldschule am Ortsende. Den Pilsberg gab es, auf dem man Schlitten fahren konnte, und Waldteiche, aber keinen richtigen Fluss oder Bach. Gern spielten wir auf dem Mühlberg, einem Hügelchen, auf dem einmal eine Windmühle gestanden haben mag.

Schon das Kind war eingebunden in das Landleben. Man durfte während der Herbstferien Kühe hüten, ja sogar einmal mit dem Ochsen eines bekannten Bauern fahren. Das höchste Glück für einen Zehnjährigen war

das Lenken eines Pferdegespanns – wenn auch unter Aufsicht. Unvergessen ist das Kartoffelklauben, besonders wenn die Bauersfrau riesig dicke Vesperschnitten aus dem Korb packte.

Spiele erfüllen das Leben der Jungen. Alles Land, soweit das Auge reichte, gehörte ihnen. Sie konnten herumtollen, in Wäldern und Sandgruben immer wieder Neues entdecken und – verbotenerweise – hier und dort einmal ernten, was sie nicht gesät hatten.

Man kümmerte sich wenig um die Geschichte des Ortes, wenn man sich auch über die alte, unter Bäumen und Sträuchern versteckte Schrotholzkirche wunderte, und wenn Lehrer Schreiber im Unterricht manchmal eine Sage erzählte. Dabei wird Grambschütz sogar in dem „Handbuch der historischen Stätten – Schlesien“, herausgegeben von Dr. Hugo Weczerka, erwähnt. 1305 taucht sein Name erstmals in der Geschichte auf. Grambossow hieß es damals. In dem Handbuch wird es als Angerdorf beschrieben. Doch es war wohl zur Zeit der Gründung ein Straßendorf, das später erweitert wurde.

Dann wäre es wohl im Zuge der deutschen Besiedlung Schlesiens entstanden. Dafür spricht noch ein zweites Indiz: Hinter Grambschütz liegt das Vorwerk Altgrambschütz. Wenn in Schlesien derselbe Ortsname mit der Vorsilbe „Alt“ auftaucht, wurde der neue deutsche Ort neben einer alten slawischen Siedlung „aus wilder Wurzel“ – also völlig neu – gegründet.

Rund zwanzig Siedler mögen es anfangs gewesen sein, die sich in einer Dorfgemeinschaft zusammenfanden. Am Anfang des Ortes lag das Gasthaus, am Ende der Gutshof, ihm gegenüber die Kirche. Einen eigentlichen

Mittelpunkt gab es nicht. Er entstand erst viel später, als neben dem Dorfteich die Schule gebaut wurde, und man dort auch ein Kriegerdenkmal errichtete.

Das Dorf lag ursprünglich südlich der Straße von Namslau nach Kreuzburg. Es wuchs, als zu beiden Seiten dieser „Reichsstraße“ Anwesen entstanden. Der Mühlenweg bildete eine Abkürzung zur Reichsstraße hin nach Namslau, später auch zum Bahnhof. Dieser Bahnhof an der Strecke Breslau – Oels – Namslau – Kreuzburg bedeutete sicher eine erhebliche Aufwertung des Dorfes.

Was wäre ein schlesisches Dorf ohne Herrensitz! Selbstverständlich gab es auch einen in Grambschütz. In der Mitte des 16. Jahrhunderts gehörte er einem Herren Kottulinsky. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts kam er durch Heirat an die Herren von Prittwitz und Gaffron. 1789 starb Hans Moritz von Prittwitz und Gaffron ohne männlichen Erben. Seine Tochter heiratete den Grafen Gustav Adolf Henckel von Donnersmarck. Der letzte Besitzer war Dr. Georg Graf Henckel von Donnersmarck, der sich nach der Vertreibung als Abgeordneter des Deutschen Bundestages in besonderer Weise für die Belange der Vertriebenen einsetzte. Sein Sohn Peter lebt in Ingolstadt (Anmerkung: 2017 verstorben).

Im schönen großen Schlosspark lag das Schloss. Einer Wappentafel nach wurde es 1782 von Hans Moritz von Prittwitz erbaut, ein zweigeschossiger Bau mit einem dreigeschossigen Mittelrisalit. 1903/04 fand ein Um- und Ausbau statt, der ihm das Aussehen geb, das wir kannten.

Riesig war der Gutshof. Die Wirtschaftsgebäude überragten das Haus der Gutsverwaltung, ein

Jugendstilbau. Ein Dominium, wie wir das Gut nannten, war ja mehr als ein großer Bauernhof. Zum Grambschützer Dominium gehörten Handwerksbetriebe wie eine Schmiede, eine Stellmacherei, eine Schlosserei, die von Handwerksmeistern geleitet wurden. Ein selbständiges Unternehmen war die Brennerei, deren Leiter zuletzt Herr Sonnek war. Die Gärtnerei belieferte das ganze Dorf mit Gemüse. Zum Dominium gehörten auch Wohnungen und Häuser für die Angestellten und Arbeiter. Das Inspektorenhaus beeindruckt heute noch durch seine gelungene Architektur. Uns Kinder begeisterten damals die prächtigen Reit- und Kutschpferde und die possierlichen Ponys des Gutes.

Im alten Teil des Friedhofes stand die fast baufällige Schrotholzkirche. Sie dürfte 1613, also kurz vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges, gebaut worden sein. Das Datum wird in einem Visitationsbericht genannt und steht auch auf der ältesten Glocke, Bauherr war wohl der evangelische Gutsbesitzer Freiherr Cyprian von Kottulinsky. Man hat sie mehrmals renoviert, zuletzt noch 1886 unter Lazarus Graf Henckel von Donnersmarck. Nach dem Bau der neuen Kirche diente sie als Begräbniskapelle. Im Jahr 1654 wurde sie im Zuge der Gegenreformation katholisch. 1897/99 entstand die neue Kirche St. Katharina als Filiale von Strehlitz. Das Patronat hatte die Gutsherrschaft Grambschütz. Erbauer war Johannes Edgar Graf Henckel von Donnersmarck, der Vater des letzten Besitzers. Zwei englische Architekten, Bagally und Killard, hatten sie im Stile der englischen Neuromantik entworfen. Ihre heutige Form erhielt sie 1936/37, als sie renoviert wurde, und man allen Zierrat wegschlug. Die Ausmalung des Inneren stammt von Prof. Meyer-Speer. Die Kirche wirkt mit dem

kurzen Längsschiff, den beiden Querschiffen und dem massigen Turm äußerst gedrungen.

Sie beherbergt einen einst wunderschönen gotischen Flügelaltar, der aus der Schrotholzkirche stammt, aber auch älter als diese ist. Im Schrein stehen vor damasziertem Hintergrund die Figuren, Marias, Margaretas und Barbaras. Die Schnitzfiguren auf den Flügelinnenseiten stellten links Petrus, Johannes, einen heiligen Bischof und Matthias dar, rechts einen Heiligen mit Schwert und zwei weitere 1935 ergänzte Figuren. Leider wurden die Figuren auf den Flügeln 1985 gestohlen. So wirkt der beschädigte Altar wie ein Symbol für das ganze heutige Grambschütz.

Im Friedhof fällt unter den Grabmälern verschiedener Grafen und ihrer Gattinen ein gusseiserner Vierkantblock mit einer vasenförmigen Urne auf, der für den 1813 von Glogau gefallenen Grafen Gustav Adolf Henckel von Donnersmarck errichtet wurde. Der Friedhof machte übrigens 1992 einen recht gepflegten Eindruck.

Wenn man heute von Namslau her über Giesdorf nach Grambschütz fährt, hat man zunächst den Eindruck, es hätte sich nur wenig verändert. Der Bahnübergang, der Bahnhof, der Mühlweg mit den Häusern von Wilde, Krompos und Kirchner, die Lindenallee entlang der Dorfstraße, die Kirche, das ist alles noch wie früher. Auch der Dorfteich verstärkt den Eindruck, obwohl er fast ausgetrocknet ist. Dann erkennt man die Veränderungen. Das Gasthaus, die meisten Häuser an der Reichsstraße und viele Bauernhöfe im Dorf selbst wurden abgerissen. Hin und wieder erinnern die alten Zäune noch an die Anwesen. Das Schloss brannte 1945 ab, nicht einmal mehr Ruinen blieben stehen. Der romantische Schlosspark ist verwildert und leider

unter Industrieabgasen. Die Schrotholzkirche steht heute im Freilichtmuseum in Oppeln und bildet dort einen besonderen Anziehungspunkt.

Teilweise wurden die Grundstücke neu parzelliert und bebaut. Dadurch ergaben sich erhebliche Veränderungen in der Struktur des Dorfes. Vor allem aber fällt auf, dass die Dorfstraße buchstäblich im Wald endet. Die Wege hinterherum nach Namslau, nach Altgrambschütz, nach Steinersdorf und nach Salesche sind kaum zu befahren. Grambschütz wurde gegenüber Strehlitz, Noldau und sogar Reichen abgewertet.

Beim Betrachten des Ortsplanes, den Alois Nickel 1979 zeichnete, werden die Namen der Grambschützer wieder lebendig: Filor, Flack, Prokot, Henschel, Heider, Janietz, Stefan, Malcher, Scholz, die Namen Stannek und Nawroth sogar mehrmals, Golpon, Hanusa und viele andere. Unvergessen ist Dr. Grothe, der den Grambschützer Treck bis nach Niederbayern führte, wo seine Reste n den heutigen Landkreisen Passau und Rottal/Inn ein Unterkommen fanden. Hier wohnen jetzt noch Grambschützer, ich gehöre zu ihnen.

Der Weg, zu dem der Treck damals ein Vierteljahr brauchte, ist heute mit dem Auto bequem in zwölf Stunden zu bewältigen. Dann ist man in dem Dörfchen, das den Grambschützern einmal Heimat war, zu dem sie auch jetzt – nach fast fünfzig Jahren- noch eine starke gefühlsmäßige Bindung haben, obwohl sich so viel in ihrem Leben geändert hat. Kaum einer wird nach Schlesien fahren, ohne das Heimatdorf aufzusuchen, und sei es auch nur für eine kurzen Spaziergang die Dorfstraße entlang bis zur Kirche.

Dann kann er erleben, was das Wort Heimat in seinem tiefsten Sinn bedeutet.

aus: Namslauer Heimatruf Nr. 140 von März 1994

Schrotholzkirche von Grambschütz
jetzt im Freilichtmuseum in Oppeln

Bericht meines Onkels Reinhard Gallus, geb.1932, von der Flucht 1945 aus Glausche (wie von ihm aufgeschrieben als Teil einer Lebensgeschichte)

„ … Am 19. Januar 1945 Flucht vor den Russen. Um 12:30 Uhr 5 Russen-Panzer im Ort, wen sie gesehen haben, wurde erschossen (ca. 10 Personen).
Abends Freitag, 19. Jan. habe ich die zwei Pferde u. die hintereinander hängenden Wagen (Nachbar Malcherek) abends 20 Uhr bei 22 Grad Kälte und hellem Mondschein in Richtung Westen gefahren. Nach 24 Stunden sind wir nach ca. 60 km über die Oder-Brücke, die am nächsten Abend gesprengt wurde!
Wir haben bei meiner Schwester Mariechen in Ohlau 22 Uhr übernachtet. Unser Hund ein Terrier hat mir an den Füßen gelegen, und blieb über Nacht auf dem Wagen und wehe jemand hätte an den Wagen gefaßt. Man achte mal darauf wie alt ich war. Vatel fuhr die ganze Strecke bis zum 6. März mit dem Fahrrad voraus.
Nach 3 – 4 Tagen waren 40 Wagen aus Glausche zusammen. Wir fuhren weiter Richtung Landshut im Riesengebirge. Wir hatten keine Bremse am Wagen, weil wir im Flachland wohnten. Nach 10 Tagen mußten wir weiter in bzw. durch die Tschechei Sudentengau bis Kreis Ludic. Noch 30 km weiter ist Oberbayern.
Um 7:30 Uhr mußten alle Wagen auf der Straße sein um weiterzufahren. Vatel fuhr mit dem Fahrrad voraus und erwartete und gegen 15:30 Uhr am Dorfeingang und wies die Fahrzeuge in die Höfe, so daß wir und die Pferde ein Dach über dem Kopf hatten.
Die Kälte hielt bis Anfang März an. Unser Treck war ja 40 Wagen, die wir am 6. März 1945 waren und wurden auf 3 Dörfer verteilt. Dort mußten wir Martas Sohn Adolf, geb. 20.4.44, der an Diphterie starb, im Juni beerdigen.

Wir sind am 8. Sept. alle per Bahn (heim ins Reich) gefahren. In Riesa (Sachsen) mußten wir 6 Wochen ins Baracken-Lager. 140 Personen 1 – 90 Jahre in einem Raum in dem alle auf dem Fußboden schliefen!
Dort gab es täglich 200 gr Brot, ½ Lt. Mehl-Wassersuppe und eine Art Kaffee. Zum Glück konnte ich mit Werner so manchen Rucksack Kartoffeln (Möhren) organisieren.
Gut, daß unsere Muttel uns nicht gesehen hat, wie wir Rucksack und Tasche füllten.
Einmal schickte Muttel die Schwestern Lisbeth und Friedel mit und wir sollten betteln bei den Bauern, aber als wir vom 5. Hof gingen u. noch nicht eine Kartoffel hatten, gingen wir wieder auf die Felder.
Vater hat ca. 4 Wochen in der Russen-Kaserne gearbeitet, wo sie die Nächte durch gefressen und gesoffen haben, die Tische sauber machen usw.
Abends brachte er oft einen ½ Eimer Suppe mit, die dann schnell verteilt war.
Am 23. Okt. 1945 kamen wir per Bahn in Thür. an. Wir ca. 10 Familien (Glauscher) wurden in Hochheim verteilt 21:30 Uhr. Mich nahm eine Frau Schack mit u. ich bekam Nudelsuppe aber prima, und da Bett in dem ich übermüdet gut schlief.
Wir wurden vom Bufflebener Bahnhof 6 km mit einem kl. Trecker und Anhänger in 3 Touren, die letzte um 23:45 Uhr kamen die Eltern mit der 7 jährigen Schwester Erika an.
Vatel hatte Glück in dem er beim Bauer Janson 100 Morgen Arbeit bekam, u. er selbständig arbeiten konnte. Der Herbst günstig, so daß er am 19. Dez. Wintergerste säte. Darauf sagten die Hochheimer Kuh-Bauern: Da kommen sie hier her u. wollen neue Moden einführen. Im Sommer als die Gerste gut stand, hat keiner was gesagt.
Ab 1. Nov. 45 gingen wir Werner und Erika in Hochheim zur Schule bis Juni 1946. Unsere Fehlzeit

war vom 19. Jan. – 1. Nov. 45. Am 1. Sept. 1946 konnte ich in Gotha bei der Bau- und Möbeltischlerei Artur Kraft als Lehrling anfangen. …“

Erinnerungen am Bad Reinerz
von Karl-Heinz Jarsen

„Du grünes Tal, wer je in diesen Gründen der müden Brust Erquickung fand, soll deinen Preis mit heller Stimme künden“. Jenen Karl-von-Holtei-Spruch sah ich nach meiner Ankunft auf der Gedenktafel an der Rückfront des Reinerzes Theaters. Ja, dieser kleine Kurort hatte ein Theater. Ob es jetzt, im sechsten Kriegswinter, geschlossen war, wie alle deutschen Bühnenhäuser? Schneeverbrämte Bäume flankierten die Promenade, die nach Bad Reinerz führte; exakte ausgerichtet, ähnelten sie Wächtern, die weiße Helme tragen.

Im Hause „Lohengrin“ teile ich ein geräumiges Zimmer mit drei Kameraden. Wir alle waren Soldaten. Das mehrwöchige Ferien-Idyll verdanke ich meinem entkräfteten Herzen.

Tag für Tag, nach den vorgeschriebenen Wannenbädern, durchstreifte ich die nähere Umgebung. Ein schlanker, lebhaft sprudelnder Fluss begleitete mich auf dem Weg zu der sogenannten „Schmelz“, einer kesselförmigen Talschlucht. Die bewaldeten Hänge waren verschneit. Zwischen nacktgewaschenen Felsbrocken und knorrigen Kiefern stürzte sprühend der Wasserfall.

Im Café gab es nach Friedens-Rezept gebackenen Streuselkuchen und Milchkakao. Eltern, auch Freunde schickte ich Fotogrüße von der verträumten „Schmelze“.

Heilsam war der Rückweg im Abenddämmer. Lautloses Wandern auf federndem Waldboden. Nebelschleier zwischen den Wipfeln. Das Gitter aus Baumstämmen öffnete sich. Links, unter einer dünnen Eisdecke, schlummerte ein Teich. Die Bänke am Ufer waren leer. Der Pavillon ritzte eine schwarze Grenzlinie in den violett gewordenen Himmel. Bad Reinerz begann.

Straßenlampen blinkten. Rechtsstrebte die Reinerzer Kirche hoch. Wenig später schlenderte ich der Villa zu, die mich beherbergte.

Das Höhenplateau über dem Hause 2Lohnegrin“ krönte eine Baude, buntfarben, schmuck. Von der glasverkleideten Veranda schweiften meine Augen zu den Gebirgen bei Böhmen. Der Himmel hing tief und katzenpelzgrau; darunter leuchteten die schneebepuderten Kämme der Berge.

In der Wandelhalle des Kurorts spielte eine Tschechenkapelle neue Schlager, auch „olle Kamellen“. auf den blankgetünchten Bänden saßen Zivilisten und Soldaten, wobei das Feldgrau überwog.

An den Garten vor der Wandelhalle erinnerten silberbetupfte Fichten und Birken. Wenn die Wintersonne aus wolkenfreiem Himmel ihre Strahlen sandte, glitzerte das Schneelaken auf der Erde, und der weiße Wipfelputz sprühte ungezählte Schneesterne in die azurene Luft.

Künstler gaben im Reinerzer Theater „Bunte Abende“. Wir lachten, obwohl es der sechste Kriegswinter war, und die Künstler auf der Laterna-magica-Bühne bekamen ihren verdienten Beifall.

Unter dem Wipfelgewölbe des Waldes küsste ich ein Mädchen, das Jahre später meine frau werden sollte. Auch weil ich damals liebte und wiedergeliebt wurde, bleibt Bad Reinerz ein Juwel im funkelnden Kettenglied meiner schönen Erinneungen.

aus: Schlesischer Heimatkalender 1967 von Dr. Karl Hausdorff

Der Bäckermeister Schlumps und sein Double
von Lothar Kolle

In der kleinen Stadt Namslau, an deren nördlicher Seite der Fluss Weide floss, gab es einen Bäckermeister: Bäckermeister Schlumps. Dieser befand sich mit seiner Bäckerei in einem Haus in der Wilhelmstrasse.

Der kleine Fluss Weide, ein Nebenfluss der großen schlesischen Oder, ist heute nur noch als kleines Rinnsal in seinem Bett. Herr Schlumps ist schon lange nicht mehr in den Räumen, die einst seine Backstube waren.

In den letzten Vorkriegsjahren, also etwa 1938/39, hatte mein Vater sein erstes Auto, eine Opel Olympia. Da meine Eltern zu der Zeit noch kein Haus und keine eigene Garage hatten, stand der Wagen in einer gemieteten Garage. Diese befand sich im Hofe des Bäckermeisters. Wenn wir sonntags oder gelegentlich

auch wochentags mit unserem Vater den Opel holen gingen, mussten wir in vielen Fällen erst einen anderen Wagen aus der tiefen Doppelgarage schieben. Der andere Wagen gehörte, so glaube ich, dem Meister Schlumps.

Es kursierte die Sage, dass Herr Schlumps einstmals einen Lehrling hatte, der immer so schnell mit seiner Arbeit fertig war und dann nicht wusste, was er als Nächstes machen sollte. Dieser Fleiß schloss aber gerade nicht aus, dass dieser Junge irgendwie ein bisschen dümmlich wirkte. Vielleicht fehlte es ihm auch nur am richtigen Durchblick.

Der Lehrling, Helmut Mikulski war sein Name, ging also, wenn er nicht weiter wusste, zu seinem Chef und sagte: „Meister, ich habe den Brotteig geknetet, was soll ich als Nächstes machen?“ Der Meister, der auch bei einer Arbeit war, nämlich beim Striezel formen, sagte: „Hol die Brotschüsseln aus dem Keller und stell sie zum Anwärmen in die Nähe des Ofens!“ Nachdem er diese Handgriffe ausgeführt hatte, fragte er erneut: „Meister, was soll ich jetzt tun?“ Der Meister, der eben dabei war, ein neues Stück von dem süßen Striezelteig auszurollen, antwortete: „Junge, hol das Salz und danach den Zucker und füll damit unsere Standgefäße neu auf!“ Nach einer geraumen Zeit kam erneut die Frage: „Meister, was soll ich jetzt machen?“ …„Geh‘, wasch dir die Hände und putz dir deine Nase und geh zum Hotel Stojan und danach zum Lehrer Kalkbrenner und bring die Brötchen dorthin. Danach gehst du gleich weiter bis zu Leppin und holst meine Tageszeitung!“

Als der Lehrjunge nach etwa zwanzig Minuten mit dem Namslauer Stadtblatt zurück war, fragte er erneut: „Meister, was soll ich jetzt tun?“ „Hilf der Meisterin

beim Aufhängen der Wäsche!“ ..Als nun schließlich die vielen Bäckerhosen und Schürzen und noch manch anderes Stüc, nicht zuletzt die großen langen Unterhosen des Chefs, auf der Leine im Garten baumelten, war der Helmut wieder da: „Meister, was soll ich jetzt tun?“

Meister Schlumps, der gerade konzentriert die wichtigen Tagesnachrichten in der Heimatzeitung las, sagte etwas unbeherrscht und aufgebracht: „Ach geh doch und steck denen A…. zum Fenster raus!“

Seit dieser Antwort hat der Bäckerjunge, immer wenn er mit der Tagesarbeit fertig war, seinen glatten Hintern in der einbrechenden Abenddämmerung zum Fenster, das nach der Wilhelmstrasse ging, rausgehangen. Denn er war gehorsam und der Schalk saß wohl etwas tiefer als im Nacken. Dabei war er ein Abklatsch guter deutsch-wilhelminischer Dressur, wie ich glaube!

Es kursiert das Gerücht, dass Leute vorbei gingen – in der einbrechenden Abenddämmerung versteht sich – und wenn ich mich recht entsinne war es auch einmal mein Vater mit mir als kleinem Steppke an der Hand, die sagten dem vermeintlichen Bäckermeister, der von Haus aus ein rundes Gesicht hatte und oft aus seinem Hochparterre in die kühle Abendluft schaute: „Guten Tag, guten Tag, Herr Schlumps!“

aus: Namslauer Heimatruf Nr. 136 von März 1993

Kreuz am südlichen Ende von Bachwitz

Herr Kosalla schreibt uns dazu, dass einige Schlesier und der Pfarrer von Falkowitz dieses Kreuz – wie etliche Male zuvor - restaurieren wollten, aber keine Genehmigung bekommen haben bzw. Versprechungen nicht eingehalten wurden.

Suchanzeige

Gesucht wird ein Foto des Kriegerehrenmals in Grambschütz.

Wer ein Foto des Ehrenmals besitzt, den bitten wir herzlich, sich beim Schriftführer zu melden und zwar entweder telefonisch unter der Nummer 0228/254556 oder per E-Mail wolfgang@giernoth.de.

Danke für Ihre Mithilfe.

Gedenkfeier und Gedenkfahrt nach Tost/Oberschlesien

Die nächste Fahrt ist für den 22. bis 24. September 2023 eingeplant, ab und bis Dresden zurück.
Kurzentschlossene melden sich bei:
Frau Sybille Krägel, Krefelder Weg 14, 22419 Hamburg
Tel.: 040-53320599 oder per Mail an: kraegel@uokg.de

Für den Inhalt verantwortlich:

Wolfgang Giernoth
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn
Telefon: 0228/254556
E-Mail: wolfgang@giernoth.de

Angela Bierhahn
Am Saaleck 15
06628 Naumburg
Telefon: 0173/6492856

Auflage:340
Redaktionsschluß: 20. August 2023

Zuschriften in allen Vereinsangelegenheiten bitte an

Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn

(Tel. 0228/254556 oder E-Mail: wolfgang@giernoth.de – Schriftführer W. Giernoth)

Der Jahresmitgliedsbeitrag beträgt z.Zt. mindestens 7,50 EURO.

Zahlungen an:

Namslauer Heimatfreunde e.V. in 53125 Bonn
IBAN und BIC bei Überweisungen:
Kreissparkasse Euskirchen =
IBAN: DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS

Hinweis :
Die „Namslauer Heimatfreunde e.V." verfolgen ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts „steuerbegünstigte Zwecke" der Abgabenordnung.
Wir sind wegen Förderung der Heimatpflege (§ 52 Abs. 2 Satz 1 Nr. 22 AO) nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamts Euskirchen - StNr. 209/5727/0450 - vom 13.06.2023 für den letzten Veranlagungszeitraum 2020 bis 2022 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 des Körperschaftsteuergesetzes von der Körperschaftsteuer und nach § 3 Nr. 6 des Gewerbesteuergesetzes von der Gewerbesteuer befreit.
Die Einhaltung der satzungsmäßigen Voraussetzungen nach den §§ 51, 59, 60 und 61 AO wurde vom Finanzamt Euskirchen – StNr. 209/5727/0450 – mit Bescheid vom 02. September 2014 nach § 60a AO gesondert festgestellt. Wir fördern nach unserer Satzung den gemeinnützigen Zweck „Förderung der Heimatpflege".